



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jonckbloet's Geschichte der altniederländischen Literatur : (Schluß zu
voriger Nr.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Joudbloet's Geschichte der altniederländischen Literatur.

(Schluß zu voriger Nr.)

In Deutschland ist von Sebastian Brant, dem grundgelehrten Humanisten und Romanisten, bis zu seinem ebenso gelehrten hundert Jahre jüngeren Landsmann und Fachgenossen Johann Fischart eine lange Reihe vermittelnder Erscheinungen aufzuzählen, darunter Talente ersten Ranges. So sehr sie aber auch ihre Zeitgenossen augenblicklich befriedigten, so scheiterten sie doch alle an der innern Unverträglichkeit der Gegensätze, die sie vermitteln wollten. Sie verloren mehr und mehr die Fühlung mit dem eigentlichen Volksgeist, weil ihre eigene Bildung sie einstweilen noch nicht zu selbständigem Wiedererzeugen des antiken Geistes, sondern nur zu seiner schülerhaften Reproduction befähigte, sie genügten aber auch dem ähnlich wie sie selbst gebildeten Theile des Publikums nicht, dem die volksthümliche Ader in ihnen als eine bloße Rohheit erschien. Damit vollzog sich von innen heraus der völlige Untergang der mittelalterlichen Literatur: es trat ein neues Geschlecht von Schriftstellern auf die Bühne, weil das alte Publikum ausstarb oder sich zersplitterte. Und so würde man bei einer Periodisirung der Literaturgeschichte mit viel größerem Rechte die entscheidende Epoche des vollständigen Endes der mittelalterlichen Literatur an den Schluß des 16. als, wie es häufig geschieht, an den Schluß des 15. verlegen.

Was für ganz Deutschland gilt, gilt auch für die Niederlande, nur daß sich hier der Eintritt der neuen Literatur von Gelehrten für Gebildete etwas früher vollzog als dort, weil sich hier das ganze Volksleben wegen der äußeren Weltstellung des Landes und wegen seiner socialen Verhältnisse in rascherem Fluße befand. Denn seit dem 14. Jahrh. waren die Niederlande ohne Zweifel immer je um 30—50 Jahre den entsprechenden Gestaltungen des eigentlichen Deutschlands voran, wie sie diesem auch an Reichthum und äußerer Cultur ungefähr in demselben Maßstabe voraneilten. Daher konnte es geschehen, daß am Ende des 16. Jahrhunderts die schon durchgesetzte neue niederländische gelehrte Literatur einen bestimmenden Einfluß auf die gleichartigen Bestrebungen in Deutschland üben konnte, während früher nur Einzelnes und dann auf ganz naive Weise von dorthier zu uns vordrang, so der niederdeutsche Reineke Vos, der nichts weiter als eine Umschreibung des etwas älteren niederländischen Reinaert in seiner späteren Fassung aus dem niederrheinischen oder vlaemischen Deutschen in das der Ostseeküste ist, oder auch, wenn der größte poetische Genius des damaligen Deutschlands, Fischart,

den vlaemischen Bienenkorb des Marnix ins Hochdeutsche übertrug. System und Doctrin spielte dabei keine Rolle und es war erst Ditz vorbehalten, auf die Niederländer als auf die nächstverwandten Muster wahrer poetischer Kunst hinzuweisen und zu demonstrieren, daß es nicht die uns sprachlich so fern stehenden Italiener, Franzosen und Engländer allein seien, bei denen wir in die Schule zu gehen hätten, sondern daß wir es viel näher und bequemer haben könnten, wenn wir Hochdeutsche es nur nachmachen wollten, wie es uns unsere niederdeutschen Brüder so glänzend vormachten. Es erfordert aber die historische Gerechtigkeit zu bemerken, daß der frühere Durchbruch der neuen Richtung in der Literatur der Niederlande nicht bloß durch die oben erwähnten Verhältnisse begünstigt war, sondern auch noch durch einen anderen Umstand von zweifelhaftem Werthe.

Der Masse nach überboten die Niederlande im 16. Jahrhundert unzweifelhaft die anderweitige deutsche Literatur, aber an wirklichem Gehalte und Begabung stehen ihre Producte weit hinter den besseren bei uns zurück: mit einem Hans Sachs oder gar einem Fischart gibt es dort schlechterdings nichts zu vergleichen. Solche Talente stützten begreiflich die untergehende mittelalterliche Literatur ganz anders, als wenn sie bloß über mittelmäßige Kräfte zu gebieten gehabt hätte. Freilich konnten auch sie nicht ihr natürliches Verhängniß abwenden, sondern nur verzögern. —

Nach dem eben Auseinandergesetzten können wir es nur sachgemäß finden, daß der erste Band von Jonckbloet's Geschichte der niederländischen Literatur bis zu dem Eintritt der neuen gelehrten Literatur reicht, also das ganze Mittelalter bis zu seinem völligen Ausleben umspannt. Die merkwürdige Erscheinung der Nederijzer oder der Kammern von Rhetorika fällt somit noch in seinen Bereich. Im Allgemeinen ist darüber nicht viel Neues zu sagen und wir sind selbst in Deutschland ziemlich gut darüber unterrichtet. Für uns liegt eine Vergleichung mit der verwandten Erscheinung der deutschen Meistersinger und ihrer Schulen sehr nahe, worauf J. keine Rücksicht genommen hat. Das Verwandte liegt auf der Hand: einmal der durchweg bürgerliche sociale Charakter beider, dann ihre zumstümliche Einrichtung, endlich ihre entschieden didaktische oder volkspädagogische Tendenz. Aber unsere Meisterschulen spielen gegen jene Kammern gehalten eine ebenso bescheidene, fast unscheinbare Figur wie etwa ein schwäbisches Reichsstädtchen, ein Isny, Ueberlingen oder Buchau gegen die Weltstädte Antwerpen, Brügge, Gent. Einmal gibt es bei uns nur in einem Drittel aller deutschen Städte solche Institute, während in den Niederlanden jede halbwegs ansehnliche Stadt deren mehrere zählte, keine ohne eine solche war, ja selbst die bedeutenderen Dörfer nicht ohne eine Kammer bestehen zu können glaubten. Dann beschränkten sich unsere bürgerlichen Dichter auf den eigentlichen Gesang, auf

die lyrische Form, die es sich freilich gefallen lassen mußte, daß alles Mögliche in sie untergesteckt wurde. In den Niederlanden aber war es das Drama, das die Nederijker mit Vorliebe pflegten, besonders das allegorische. Hierin entwickelten sie unglaubliche äußere Reizmittel und ihre Aufführungen, die sehr bald die Seele der glänzendsten Volksfeste wurden, imponiren uns noch jetzt durch den Aufwand von Pracht und Geld. Sie allein würden hinreichen, um die auch anderwärts bekannte Thatsache darzuthun, daß die Niederlande sich im 15. und 16. Jahrhundert eines Reichthums erfreuten, von dem der sprichwörtliche des heutigen Hollands nur ein schwacher Ueberrest ist. Selbst das damalige eigentliche Deutschland, bekanntlich das reichste Land Europas, die Niederlande abgerechnet, kann sich nicht entfernt mit diesem unerschöpflichen, allgemein verbreiteten, immer neu sich gebärenden Volkswohlstand messen. Was bei uns der dreißigjährige Krieg gründlich zu Wege brachte, Deutschland aus dem reichsten in das ärmste Land zu verwandeln, das war dort selbst der spanischen Despotie und den fünfzigjährigen Kriegen gegen sie unmöglich, aber die frühere Herrlichkeit ist auch dort bis heute nicht wieder erstanden.

Es läßt sich begreifen, daß diese Nederijker auch in der Geschichte ihres Landes eine andere Rolle spielten als unsere Meisterfinger. Von einem Antheil der letztern an irgend einer großen geschichtlichen Action, sei es auch nur groß nach dem Maßstab, der innerhalb der Mauern der einen Stadt galt, wissen wir nichts, obwohl uns bekannt ist, daß sie z. B. in Nürnberg und Ulm zu den frühesten und eifrigsten Parteigängern der Reformation gehörten und dafür in Schrift und Wort Propaganda machten. Anders in den Niederlanden: bei allen inneren politischen und socialen Kämpfen des 15. Jahrhunderts waren die Nederijker gewöhnlich auf der einen oder andern Seite, aber immer hervorragend theilhaftig. Und als dann die reformatorische Bewegung hereinbrach, langsamer aber womöglich noch zäher als in Deutschland, und durch ihre feste Verkittung mit politischen und socialen Umsturztheorien gefährlicher für alle bestehenden Verhältnisse als anderswo, waren es wieder die unzähligen Kammern und Kämmerchen von Rhetorika, in denen die so argwöhnisch beobachtete und bald so hart von allen gebietenden Mächten im Lande, Kaiser, Bischöfen, Stadtmagistraten verfolgte neue Lehre ein unantastbares Asyl gewann. Es dauerte nicht lange, aber allerdings doch viel länger als in Deutschland, wo das Herz des gesammten Bürgerthums der Lehre Luthers laut zujuchzte und der Verstand gar nicht erst einmal mit zur Berathung gezogen zu werden brauchte, so war auch in allen niederländischen Städten und stadähnlichen Orten der Kern der Bevölkerung lutherisch oder reformirt gesinnt und dieser Kern krystallisirte sich eben herkömmlich in der Zunft der Ortspoeten oder Freunde der Poesie, der Nederijker.

Vorsichtig traten sie auch jetzt noch auf, wie es der gefährliche Boden, die Macht ihrer Feinde, die zugleich ihre berechtigten Obrigkeiten waren — ein großes Ding für ein von dem wahren Geist der Reformation erfülltes Gemüth — und auch die natürliche Anlage des Volksgeistes mit sich brachte. Denn gerade damals nach jahrhundertlangen revolutionären Experimenten neigte er sich wenigstens in den bürgerlichen Schichten der Gesellschaft eher nach der conservativen Seite hin und wäre gerne auf jedes leidliche Compromiß mit den Altgläubigen eingegangen, hätten diese nur selbst statt Galgen und Rad oder was beide ersetzte, statt Scheiterhausen irgend welche Werkzeuge der Vermittelung und Versöhnung brauchen wollen. Die Reberijfer luden sich aber trotz ihrer gemäßigten Haltung, die im eigentlichen Deutschland unbegreiflich gewesen wäre, den ganzen Zorn der katholisch-spanischen Reaction auf den Hals, und nachdem ungefähr mit dem Jahre 1566 von spanischer Seite das bisherige System der angeblichen schwächlichen Nachsicht verlassen und mit und durch Alba das neue der blutigen Strenge und Consequenz inaugurirt wurde, standen sowohl einzelne ihrer Mitglieder als auch die meisten ganzen Gesellschaften in der ersten Linie der Verdächtigen oder was ebenso viel hieß, der für das Schaffot oder den Scheiterhausen Auserkorenen. Daher lösten sich auch die meisten Kammern in diesen finstern Jahren auf, weil es factisch schon genügte, Mitglied zu sein, um verdächtig zu werden. Später als nach Alba's Abberufung wieder ein Schaukelsystem der spanischen Politik begann, wo man bald durch Nachlassen der Zügel die Gemüther zu gewinnen strebte, bald aus Angst für das eigene Seelenheil und das der Unterthanen sie um so schärfer wieder anzog, kamen Zeiten, wo man von oben her die Reberijfer förmlich protegirte, namentlich als es ungefähr am Ende des 16. Jahrhunderts sich herausstellte, daß die noch übrigen Reste der südniederländischen Bürgerschaften mürbe genug seien, um sich den restaurirten Katholicismus gefallen zu lassen. Aber alle vornehmen Gönner und Gönnerinnen, an der Spitze die verschiedenen Erzherzoge-Stathalter, konnten dem erstorbenen Leibe kein neues Leben mehr einflößen. Eine wiedereröffnete Kammer nach der andern zerbröckelte und es scheint fast, als sei dies in den meisten Fällen unter so völliger Theilnahmlosigkeit des übrigen Volkes geschehen, daß sich nicht einmal eine urkundliche Spur davon erhalten hat.

Etwas anders vollzog sich ihr Geschick in den nördlichen Provinzen. Wie diese bis zu dem glorreichen Ausgang des Befreiungskrieges in allen Dingen immer nur die zweite Rolle spielten und die erste ihren so viel mehr begünstigten Brüdern im Süden zufiel, so war auch die Blüthe der Reberijfer im Norden nur ein Abglanz der Herrlichkeit im Süden. Es gab aber doch auch dort bis in die äußersten Spitzen von Nordholland und

Gröningen solche Genossenschaften, und auch sie nahmen bald eifrig und allgemein Partei für die Reformation gegen die politische und religiöse spanische Tyrannei. Der Norden setzte seine abgenöthigte Vertheidigung gegen Beide mit dem Schwerte in der Hand durch und wurde unmerklich aus einem vorwiegend protestantisch gesinnten Lande die erste active protestantische Großmacht der Zeit. Demgemäß treten auch die Nederijker daselbst viel entschiedener, als es jemals ihren Genossen im Süden möglich geworden, für die neue Lehre in die Schranken, und damit erreichten sie den Höhepunkt ihres Daseins. Denn wie überall, so hatte auch hier der Sieg der Reformation ein Hervorbrechen dogmatischer Differenzen und Sectenstreitigkeiten in seinem unmittelbaren Gefolge. Auch daran betheiligten sie sich und zwar mit demselben grenzenlosen Fanatismus, derselben hartnäckigen Verrantheit, die damals den ganzen deutschen Volksgeist völlig verwandelt zu haben schien, sobald er mit solchen Dingen sich befaßte. Die Folge davon war, daß sie unter sich selbst aufs tiefste zerspalten wurden und wenn auch die Mehrzahl den gemäßigteren dogmatischen Richtungen angehörte, so war die Minderzahl um so fanatischer ultraorthodox. Als sich mit der Dortrechter Synode 1618 der officielle Sieg der letzteren Partei in den Generalstaaten und in den einzelnen politischen Corporationen entschied, gingen die orthodoxen Obrigkeiten überall den Kammern zu Leibe; wenn sie sie auch nur in seltenen Fällen ganz schlossen, so wußten sie ihnen doch durch vexationen aller Art das Leben unmöglich zu machen. Auf diese Art kam es, daß sie, nur aus anderer Ursache wie im Süden, auch hier ungefähr zu derselben Zeit verkamen.

Unsere bescheidenen Meisterfinger sind eben wegen ihrer Bescheidenheit glücklicher gewesen. Noch im 17. Jahrhundert führten sie an einigen Orten, voran Nürnberg, auch neben den prunkvollen literarischen Genossenschaften der neuen gelehrten Aera, der Fruchtbringenden, der Schäferei an der Pegnitz ein ganz geachtetes Leben und trugen wesentlich dazu bei, die letzten Reste der alten bürgerlichen Solidität und Bildung, soweit sie sich durch den dreißigjährigen Krieg hindurch gerettet hatten, weiter zu pflegen und einer besseren Zukunft entgegenzuführen. Für die deutsche Literatur haben sie auch damals so wenig wie zu irgend einer anderen Zeit geleistet, aber auch ihre Brüder von der Rhetorika können uns kein Lüttelchen mehr aufweisen. Ja wenn man Hans Sachs jenen zurechnen wollte, wie er wirklich ein Meister der Nürnberger Singschule war, so würde sich die Rechnung noch ganz anders stellen. Denn der eine Hans Sachs wiegt an wahren poetischen Gehalt und Verdienst nicht bloß sämtliche Leistungen der Nederijker, sondern der gesammten älteren niederländischen Poesie mehr als einmal auf.

Ihre größte Popularität haben die Nederijker unmittelbar vor ihrem Untergange erlangt. In den ersten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 16.

Jahrh., wo schon die schwersten Gewitterwolken rings um den Horizont der Niederlande aufgethürmt standen, feierten sie ihre glänzendsten Feste, wie denn überhaupt das Volksleben in den Niederlanden dem Anscheine nach niemals freudiger und üppiger sich regte, als unmittelbar vor der großen Kathastroph. In kleinerem Maßstabe haben wir es ja auch selbst erlebt, wie man durch Festgepränge aller Art und das Getöse von Festreden und Festgelagen die in den Gemüthern wohnende Besorgniß oder Hoffnung auf eine durchgreifende Wendung der deutschen Angelegenheiten wegzulärmen versuchte. Aber in den Niederlanden ging man dabei über alles Maß nach unsern heutigen Begriffen hinaus und immer und immer waren die verschiedenen Ortsgesellschaften der Nederijfer an der Spitze. Ihre sogen. „Landjuweel“, die großen Sängersfeste mit Preisvertheilungen (daher der Name) bildeten den Mittelpunkt der bald hier bald dort, aber alljährlich mindestens einmal an einem Orte gefeierten Schützenfeste, deren eigentliche Bedeutung deshalb ganz zurücktrat, nicht ohne stille Mitwirkung der Obrigkeiten, die wahrscheinlich schon damals von ihrer Unschädlichkeit überzeugt waren. Für die Sängersfeste bewilligten dieselben Magistrate, die sonst in Geldsachen äußerst spröde sich benahmen, ganz unglaublich große Summen, denn so wohlhabend auch die einzelnen Nederijfer oder jede einzelne Gilde mit meist selbständigem und altfundirtem Vermögen sein mochte, so konnte ein immer maßloser gebahrender Luxus, der durch die Localeifersüchteleien zwischen den ehrsamten Nachbarorten vollends alle Zügel verloren hatte, doch nur auf Unkosten der größeren Gesamtheit, der städtischen Communen befriedigt werden.

Das prunkvollste Schauspiel dieser Art war das Landjuweel zu Antwerpen 1561, von dem auch Jonckbloet eine ausführliche Beschreibung giebt. Sie bietet eine Reihe sittengeschichtlich interessanter Züge und ist besonders dadurch bemerkenswerth, daß sich daran am deutlichsten ermessen läßt, wie das poetische Interesse, um das es sich dem Namen nach handelte, in der That ganz in den Hintergrund getreten war. Denn zumeist ist die Rede von der prachtvollen Ausrüstung der einzelnen Kammer: Da ziehen die Brüder der Päonie zu Mecheln, 356 Mann zu Pferde auf, alle in rothsammetnen Röcken mit goldenen Stickereien, mit sieben wohlverzierten „antiktischen Spielwagen mit Personen“ (auf denen Allegorien in lebenden Bildern dargestellt waren) außerdem noch sechszehn andere Wagen mit rothem Tuch überdeckt und mit allegorischem Bildwerk reich verziert, worauf Gildegenossen saßen, unter denen auch der Narr nicht fehlte, nur daß er in den Niederlanden ernsthaftere Wize machen mußte, als in Deutschland bei ähnlichen Volksfesten. Dann der grünende Baum von Hier, einem verhältnißmäßig unbedeutenden Orte, 108 Mann zu Pferde, in grünen Röcken, Hüten zc., jeder

mit einer Fackel in der Hand, zwei Spielwagen „antifisch verziert mit Personagen,“ die singend sich vernehmen ließen; fünfzehn andere Wagen mit grünem Tuche beschlagen, darauf Gildengenossen, der unvermeidliche Narr gebärdete sich aber auch hier sehr ehrbar. Er that nichts Nürrisches als daß er rückwärts zu Pferde saß und ein Netz in der Hand hielt als Versinnlichung seines Wahlspruches: „ich fange alle bösen Zungen.“ Weiter 46 Reiter der Lilie von Mecheln (was schon 356 in der Päonie gestellt hatte), 51 desgleichen des Kürbisses von Herrenthals, 40 der Ringelblume von Bilwooden und so ein langes Register aus allen Gebieten Flora's, bis zu dem Maria-Kranz von Brüssel, 340 zu Pferde, roth und Silber, mit 7 antifischen Spielwagen und dazu noch 73 schöne, herrliche Wagen mit Fackeln „darauf wieder eine Menge Personagen, welche schöne antifische Figuren repräsentirten.“ Der Einzug in Antwerpen, wo sie von den dortigen drei Kammern Weil, Goldlack und Delzweig als Gäste empfangen und gehalten wurden (man kann sich denken, daß diese Wirthe ihrer Stadt keine Schande machten), geschah unter Glockengeläute und Trompetergeschmetter: jedes Haus war bekränzt und geschmückt, überall Triumphbogen und Festons; „es war als ob das Volk den Triumphzug eines vaterländischen Erretters feiere.“ Und was thaten diese Volksbeglückter? Sie aßen natürlich gut und viel und tranken noch besser, außerdem aber führten sie an dem einen der acht Tage ihres Festes einige allegorische Dramen auf, von denen eines den Siegespreis erhielt. Alle behandelten dasselbe durch Verabredung festgestellte Thema; in Antwerpen lautete es: Was dem Menschen am meisten zur Kunst erweckt. Dabei trug die Kammer von Löwen den Preis, eine silberne Schale, davon. Das Personenverzeichnis mag genügen, um einen Begriff von der gedunsenen und doch so nüchternen Art dieser „Sinnsspiele“, die offenbar wie *lucus a non lucendo* so hießen, zu geben. Denn wie dieses, so waren alle beschaffen, 1) der Mensch selbst, 2) das verlangende Herz (ein stattlicher Mann), 3) der Geist der Weisheit, 4) die natürliche Neigung, 5) die Wißbegierde, 6) die Arbeit, 7) Hoffnung auf Ansehen, 8) Sorge vor Schande, außerdem noch einige stumme Figuren in dem Schlußtableau. Man begreift, daß Zuschauer und Darsteller leichter athmeten, wenn es wieder zu den Umzügen, zu dem Wett-Trinken der Narren, zu dem feierlichen Kirchgang oder gar zu dem großen Festbanket mit Gesang und Musik ging. Man begreift aber auch, daß auf einem solchen Festjubiläum von der unerbitterlichen Geschichte ein entseßlicher Katzenjammer geordnet wurde. —

Werfen wir noch einen prüfenden Blick zurück auf die Masse der literarischen Productionen in niederländischer Sprache vom Ende des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, so wird ein unbesangenes Urtheil über ihren Grenzboten III. 1870.

halt vom ausschließlich literarischen oder ästhetischen Standpunkt sehr leicht in die Gefahr kommen, die patriotische Gesinnung der zunächst Betheiligten arg zu verletzen. Demungeachtet muß es noch einmal gesagt werden, daß unzählige Kräfte mit aller Anstrengung doch nichts hervorgebracht haben, was auch nur, nach dem Maßstabe seiner Zeit und Gattung gemessen, über die Mittelmäßigkeit hervorragte. Den einen Reinaert wird man immer nur als eine Ausnahme gelten lassen können, und es ist schon darauf hingewiesen, daß auch sie nicht so ohne Weiteres zugegeben werden darf. Auch ohne eine einzige mittelniederländische Zeile müßten wir uns von der Poesie des Mittelalters ein vollkommen genügendes Bild zu machen. Selbstverständlich ist aber der literarisch-ästhetische Standpunkt nicht der einzig berechnete. Sprach- und Culturgeschichte mit ihren unendlichen Verzweigungen haben dasselbe Recht wie er und für sie hat jedes Nestchen der Vergangenheit einen Werth, der für alle Zeiten unzerstörbar ist. Hält man diese verschiedenen Standpunkte reinlich und vorurtheilsfrei auseinander, wie es die deutsche Wissenschaft gründlich versteht, so wird man die Theilnahme der Niederländer von heute für ihre literarischen Schätze der Vergangenheit durchaus begreiflich finden. Sollen sie aber dazu verwandt werden, um der Gegenwart durch einen vom Vorurtheil gefärbten Spiegel der Vergangenheit das Wahnbild einer völligen Eigenart und Selbständigkeit der niederländischen Sprache und Literatur im glänzendsten Lichte erscheinen zu lassen, so behaupten wir von unserem deutschen Standpunkte aus, selbst auf die Gefahr, in Amsterdam, Leyden und Utrecht als ultraannexionslustig verschrieen zu werden, daß man durch solche kleine Kunststückchen der Wahrheit ebenso wenig wie dem natürlichen Gang der Geschichte ein Schnippchen schlagen kann.

Jonckbloets Buch, wie schon bemerkt, wesentlich im Geiste und mit dem Rüstzeug der deutschen historischen und linguistischen Forschung geschrieben, hält sich fern von der kleinlichen Ranküne, anmaßlichen Spöttereien, hochmüthigen Invectiven, welche sehr viele holländische Schriftsteller auch bis zu dieser Stunde überall da anbringen zu müssen glauben, wo sie irgend etwas Deutsches im engern Sinn berühren. Möglich, daß dieser kindische Ton auch einmal verhallt, da er auf deutscher Seite, wie sich eigentlich von selbst versteht, nicht das mindeste Echo findet. Wünschenswerth wäre es für beide Theile, daß es bald geschähe, wenn auch die Holländer dabei zunächst am meisten zu gewinnen hätten.

Aber, irren wir nicht sehr, so ist wenigstens an einer Stelle selbst ein Mann wie Jonckbloet durch die localpatriotischen Neigungen des Gemüthes in der exacten Handhabung wissenschaftlicher Kritik beirrt worden. Da uns der Fall sehr charakteristisch scheint, sei er hier noch erwähnt, ehe wir von dem trefflichen Buche Abschied nehmen. Er führt uns zugleich auf seine

ersten Seiten zurück und wir hätten so in unserer Durchwanderung einen ziemlich geschlossenen Kreis beschrieben.

Unsere mittelalterlichen literarischen Sammler und Kenner — wenn wir sie so nennen dürfen — wußten einst, daß der hochberühmte Heinrich von Veldeke, der traditionelle Vater der gesammten Ritterpoesie, auch eine Legende vom heiligen Servatius geschrieben habe. Das Werk galt bis vor etwa zehn Jahren für verloren, da entdeckte Vormans in Lüttich eine Handschrift eines altdeutschen Gedichtes mit dem Namen des H. v. V. als Verfasser, enthaltend eben diese Legende des h. Servatius. Der Herausgeber und Jedermann in Deutschland war der Meinung, dieser H. v. V. des Servatius sei eben derselbe wie der aus seiner Eneit und seinen Liedern wohlbekannte Altmeister. In den Niederlanden war und ist man getheilter Meinung. Die Sprache des Servatius und einige andere Umstände stellten ganz sicher heraus, daß sein Verfasser etwa im heutigen Rimburgischen heimatberechtigt war, also auf gegenwärtig holländischem oder belgischem Boden. Heinrich v. Veldeke, dieser hochberühmte deutsche Dichter, ist also eigentlich ein Niederländer und hat die Sprache seiner Heimat wenigstens in einem seiner Werke gebraucht. Man begreift, wie sehr dies dem specifisch niederländischen Bewußtsein schmeicheln durfte, wenn es dabei nur einige wesentliche Umstände übersah, z. B. den, daß der Dichter, wie wir aus seinem eigenen Munde wissen, immer weiter von der Peripherie zu dem Centrum des literarischen Deutschlands — es lag damals auf der Wartburg — gezogen wurde und daß er hier seine Eneit hochdeutsch schrieb, womit er eine neue Epoche der Literatur begründete, während sein niederdeutscher Servatius verscholl. Ist es nicht, als wenn sich darin symbolisch die ganze Stellung der niederländischen zu der hochdeutschen Literatur spiegelte und prophetisch offenbarte? Das fühlte man denn auch in den Niederlanden und daher verzichtete man lieber auf die Ehre, den großen Veldeke als Landsmann zu beanspruchen. Zwar der Name Veldeke steht einmal „baumfest“ für den Verfasser des niederdeutschen Servatius. Aber es kann ja Verschiedene des Namens, auch des Vornamens Heinrich ungefähr zu gleicher Zeit gegeben haben, wer kann das wissen oder wer das Gegentheil beweisen? Sobald man das annimmt, ist alles in bester Ordnung: der eine hat den niederl. Servatius, der andere die Eneit geschrieben und die unkritischen Menschen des Mittelalters haben beide zusammengeworfen. So ungefähr lautet die Beweisführung, die wir nicht ohne einiges Erstaunen auch hier bei Jonckbloet finden. Ein deutscher Forscher, gesetzt er wäre auch ganz in dem gleichen Falle, würde sie wohl schwerlich auf sein kritisches Gewissen genommen haben. — Da Veldekes Servatius das unzweifelhaft älteste erhaltene Denkmal niederländischer Literatur ist, so bleibt selbst für die

beschränkteste Betrachtung derselben doch wenigstens die eine merkwürdige Thatsache stehen, daß ihr Stammbaum und der der hochdeutschen Kunstpoesie auf eine Wurzel zurückgeführt werden muß. Wer wird dazu berufen sein, die auseinandergewachsenen Schößlinge wieder zu vereinigen und wann wird es geschehen?

Das zweite Kaiserreich im Lichte der französischen Geschichtsschreibung.

VII. Die Krisis in Mexico und ihre Nachwirkungen.

Ungeheuer waren die Schwierigkeiten, mit denen Maximilian von dem Augenblicke an, wo er den Boden seines Reiches betrat, zu kämpfen hatte. Er stand vor der Aufgabe, eine völlig zerrüttete Gesellschaft neu zu organisiren. Er fand weder ein Heer vor, noch eine regelmäßige Verwaltung, noch geordnete Finanzen. Ohne eine beständig fließende Geldquelle ließ sich weder aus den einzelnen zerstreuten reactionären Guerillabanden eine disciplinirte Streitmacht schaffen, noch eine brauchbare Verwaltungsmaschine herstellen. Und ebenso war es andrerseits einleuchtend, daß vor Herstellung einer starken Verwaltung und einer zuverlässigen Armee alle Bemühungen, durch Ausbeutung der reichen Mittel des Landes den Finanzcalamitäten abzuhelpfen, vergeblich bleiben würden. Da die Zustände des Heeres und die Verwaltung der Finanzen sich einander bedingten, befand sich der neue Kaiser in einem Circle, aus dem er um so weniger den Ausgang finden konnte, da er, ganz in der Weise seines Urgroßvater Joseph's II., von dem er sich im Grunde nur scheinbar durch den hochromantischen Zug in seinem Charakter unterschied, Alles mit Hast und Feuereifer angriff, aber keine Einrichtung so weit zum Ziele führte, daß er auf ihr als auf sicherer Grundlage hätte weiter bauen können. Projecte folgten auf Projecte, aber sie kreuzten sich statt eines das andere zu fördern und zu stützen. Und bei dem allseitigen Versfall lag die Versuchung, Alles auf einmal in Angriff zu nehmen, allerdings nahe, da ja in der That Alles auf einmal ins Auge gefaßt werden mußte. Die Linie zwischen beschränkter Einseitigkeit und verwirrender Vielgeschäftigkeit hätte nur ein genialer Staatsmann einzuhalten vermocht, und das war Maximilian nicht. Pflichtgetreu, wohlwollend, geistreich, von fesselnder Lebenswürdigkeit, vermochte er doch weder die Verhältnisse klar zu durchschauen, noch die Charaktere der Personen zu beurtheilen, die sich wetteifernd und gegen einander intriguirend um seine Gunst bewarben. Dilettant in den